

Oktober

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lächeln, bevor er, als zuletzt Heimgekehrter, in den Hangar geschoben wurde.

Irgendwie besteht eben doch eine Verwandtschaft und geheimnisvolle Beziehung zwischen den leblosen Dingen und uns. Denn auch das Mechanische ist Empfängnis und Schöpfung, und wird beseelt, sobald wir es lieben.

Hermann Hiltbrunner

O K T O B E R

Oktober — das heisst Abschiednehmen in jeder Form. Dort steht der Birnbaum in einer Farbenpracht, die selbst diejenige des Frühlings weit übertrifft. Dieses Karmesinrot ist Glut, entzündet an welcher Glut? Und dort steht ein anderer andersfarben. Sein Rot ist gleich der Farbe des flammenddurchschossenen Qualms, gleich der Farbe des Rauchs von herbstlichen Hirtenfeuern, durch den die schon tiefstehende Sonne scheint. Und dort, ein anderes Feuer auf entblösster Erde, auf offener, nicht von Grün verkleideter Erde — ein Feuer, in gehäuften Kartoffelkraut schwelend. Kein Wind biegt seine Rauchsäule zur Fahne, und doch sinkt dieser Rauch wieder zur Erde und lagert sich über dem Acker und riecht nach Urzeit.

Und all dieses rote Laub beginnt zu fallen. Es nimmt Abschied von seinem Erzeuger und bettet sich über den Umkreis seiner Wurzeln, als wollte es zu ihm zurückkehren, als wollte es ihm weiterhin dienen. Und gewiss, es wird ihm auch dienen.

Wir kehren zurück; der Waldrand mit seinen Oktoberbeeren stimmte uns nachdenklich, der Wald selbst mit seiner Buntheit auf dem dunklen Grund der Fichten stimmte uns weich. Jetzt aber kommen wir ins Dorf zurück und gehen den Gärten entlang und halten nach dem Stand der Blumen Ausschau. Wie wenig da noch blüht und wie krankeregnet die Stauden sind! Das haben die sauren, nasskalten September- und ersten Oktobertage getan. Nur die Dahlien und Zinnien haben sich zu neuen Blüten entschlossen. Und die Kapuziner,

über die aller Regen spurlos abgleitete, sie blühen weiter. Späte Rosen, wir sehen sie wohl — aber sie machen uns nicht jubeln. Sie rufen uns melancholische Lieder in Erinnerung. Und bald wird ein erster Reif die letzten Blumen töten, das Laub wird schwallweise fallen, nur die Chrysanthemen, die Winterastern werden ihn blühend überdauern!

Ach, wir kennen das alles längst, wir haben es bald vierzig, fünfzig Jahre beobachtet: Ernte des Obstes, Ernte der Trauben, Färbung des Laubes, Oktoberglanz des Waldes, Scharung der Zugvögel, Feuer auf den Feldern, Feuchte auf den Wiesen, Vieh auf der Weide und Geläute überall, Morgen- und Abendklarheit, Mittagsmilde und nächtliche Kühle, Höhle des Hauses und Traulichkeit der Stube und vor den Fenstern Sommers letzte Rose — wir wissen es, wir kennen es — — aber es bewegt uns doch. Und wer unwirsch ausruft: bleibt mir weg mit dieser Sentimentalität — er kämpft vielleicht am aussichtslosesten gegen sie.

Denn wir wandeln mit dem Jahr, und wir gehen mit der Natur. Ihre Aufschwünge sind unsere Aufschwünge, ihre Stillstände unsere Stillstände. Die Natur im Laufe des Jahres: sie erhebt sich, blüht und bringt Frucht, sie erleidet Beschleunigungen und Verzögerungen, Lösungen und Hemmungen, Erregungen und Herabstimmungen — und alles dieses spiegelt sich wider in unserm eigenen Dasein. Und es ist gut so, es ist gut, zu wissen, dass wir nicht ausserhalb sind, dass wir uns gar nicht von der Natur ausnehmen, wir uns keineswegs ausser sie stellen können.

Und das Jahr neigt sich, die Natur neigt sich, alles neigt sich. Es neigt sich die Frucht und das Laub — und dieses Neigen ist Abschiednehmen. Alles Neigen bedeutet Ernte und alles Ernten Abschiednehmen.

«Der Nebel steigt, es fällt das Laub.» Es fällt, aber es fällt in Farben. Und es fällt nicht ins Leere. Die Erde empfängt alles wieder, was sie schenkt. Sie nimmt alles wieder, was sie gibt. Ist sie grausam dadurch, ist sie selbstsüchtig? Sie ist es nicht, sie ist unser aller Mutter, und dass wir zu unserm Ausgang zurückkehren, dass wir münden in das Meer, das die Quelle aller Quellen ist, in die Erde, die der Schoss aller Schosse ist — das ist unser heilig zu sprechendes Schicksal.

Wir nehmen Abschied im grossen Sichneigen aller Dinge, Abschied von Licht und Sonne, Abschied von Wachsen und Frucht. Die Ernte ist eingebracht. Dem Himmel sei Dank.

(Aus «Der Mensch und das Jahr»)